



Es ist kompliziert

Im Sommer 2014 nahm die Berner Gemeinde Riggisberg freiwillig 150 Flüchtlinge auf. Das ist vom einstigen Engagement geblieben: 30 Geflüchtete leben und arbeiten bis heute im Dorf. Eine reformierte Kirchgemeinde, die abgewiesenen Flüchtlingsfamilien hilft, und ein Pfarrer, der sich nach wie vor für die Schwächsten einsetzt, auch wenn sie von anderswo stammen.

*Text Beatrice Bösiger und Vanessa Buff
Bilder Simon Tanner*

Die Decke im Festsaal von Schloss Riggisberg ist rauchgeschwärzt, vor dem Fenster liegt das sattgrüne Gürbetal, und am Horizont leuchtet weiss das Alpenpanorama. Auf dem Nachbarhügel steht die Kirche, darunter liegt das Dorf wie hingewürfelt.

Wo einst bürgerliche Gutsherren residierten, riecht es heute nach Curry, Chili und Koriander. Serviert wird Injera, ein traditionelles Gericht aus der eritreischen Küche. Weiches, säuerlich schmeckendes Fladenbrot wird dabei mit verschiedenen Saucen und Eintopfgerichten garniert und von Hand verzehrt. Gekocht haben Flüchtlinge aus dem Land im Nordosten Afrikas, die in Riggisberg wohnen. Das gemeinsame Abendessen mit den Dorfbewohnern soll dafür sorgen, dass die Menschen sich besser kennenlernen. Denn obwohl Eritreer und Riggisberger schon seit drei Jahren zusammenleben – so richtig verstehen sie einander noch nicht.

Asylnotstand in Bern

Rückblende: Es ist der Sommer 2014, die Fussballwelt blickt gebannt nach Brasilien, über der Ostukraine wird ein Flugzeug der Malaysia Airlines abgeschossen, und vor der libyschen Küste ertrinken 150 Flüchtlinge auf ihrem Weg nach Europa. In Italien schnellen die Asylzahlen in die Höhe, und auch in die Schweiz gelangen immer mehr Menschen. Bund und Kantone kommen

an ihre Grenzen, der Kanton Bern muss im Juni gar den Asylnotstand ausrufen und die Gemeinden um zusätzliche Infrastruktur für die Flüchtlinge bitten. Nur Riggisberg meldet sich freiwillig, das 2500 Einwohner zählende Dorf auf dem Längenberg, 15 Kilometer südlich von Bern. Das überrascht viele: Die Politik dort wird von der SVP dominiert. Rund 46 Prozent der Stimmbeteiligten wählten bei den Nationalratswahlen 2011 die Partei, 2015 waren es mehr als die Hälfte.

Mitverantwortlich für den Entscheid, die Zivilschutzanlage im Dorf für Flüchtlinge zu öffnen, war Christine Bär-Zehnder, Pfarrerin im nahe gelegenen Wichtrach und damals Gemeindepräsidentin von Riggisberg. Ihr sei sofort klar gewesen, dass das Dorf helfen könne, sagt sie. Doch vor allem die Anwohner rund um die Zivilschutzanlage sowie die Anhänger der SVP wehrten sich gegen ihre Pläne. Es kämen doch nur Scheinasylanten und Wirtschaftsflüchtlinge, hiess es.

Dass sie ihre Ratskollegen doch noch überzeugen konnte, schreibt Bär-Zehnder, selber parteilos, der Stimmung im Gremium zu. In sachpolitischen Fragen sei eine gute Zusammenarbeit möglich gewesen, auch mit der SVP. Am Ende stimmte der Gemeinderat einstimmig für das temporäre Asylzentrum. Allerdings stand da wohl auch ein gewisses Kalkül dahinter: Wer dem Kanton freiwillig Hand bietet, kann Bedingungen stellen. So wurde etwa der Betrieb des Durchgangszentrums gleich von vornherein bis Ende 2015 befristet. Der grösste Teil der Bevöl-

kerung habe sich schliesslich mit der Entscheidung arrangiert; nun sei es nur fair, dass auch der Kanton Zugeständnisse mache, argumentierte der Gemeinderat.

Riggisberg blieb nur wenig Zeit, um sich auf die Ankunft der ersten Flüchtlinge vorzubereiten. Anfang August wurde das Zentrum mit einer Kapazität von maximal 150 Personen eröffnet. Die meisten Migrantinnen stammten aus Eritrea, Syrien, einige wenige aus Afghanistan und Pakistan. «Die Situation war am Anfang turbulent», sagt Bär-Zehnder. Es fehlte an einem tragfähigen Betreuungskonzept, in der Nacht gab es zu wenig Personal in der Unterkunft, und für die Kinder musste erst eine speziell ausgebildete Lehrkraft angestellt werden.

Die Behörden platzierten indes nicht nur frisch in der Schweiz angekommene Flüchtlinge in Riggisberg, sondern auch straffällig gewordene oder abgewiesene Asylbewerber. Unmut und Stress entluden sich nach kurzer Zeit in einer Massenschlägerei. Steine flogen, Fenster gingen zu Bruch. Mehrere Verletzte mussten mit der Ambulanz ins Spital gebracht werden. Medien berichteten danach von prügelnden Asylanten, die den Riggisbergern Birnen aus ihren Gärten stehlen würden. Damals, in diesem Sommer 2014, war das für ihn ein «unglaublich schwieriger Moment», sagt Daniel Winkler. Winkler ist Pfarrer in Riggisberg und Mitglied bei Riggi-Asyl, einem Verein, der von der reformierten Kirche getragen wird und sich bereits kurz nach der Eröffnung des Zentrums zusammengeschlossen hat. Die Freiwilligen wollten den Flüchtlingen die Gelegenheit bieten, der Enge und Eintönigkeit der Zivilschutzanlage zu entfliehen. Ein regelmässiger Kaffeetreff wurde organisiert, Nähkurse, Lernhilfen und ein wöchentliches Fussballtraining. In einem eigenen Garten konnten die Flüchtlinge Gemüse anbauen. Ihrerseits leisteten sie gemeinnützige Arbeit. Räumten den Abfall im Dorf weg, schippten Schnee, und als es im August zu Überschwemmungen kam, halfen sie hinterher mit, die Felder aufzuräumen.

Doch nicht alle mochten die Flüchtlinge willkommen heissen. Mitglieder der Kirchgemeinde beklagten sich, der Pfarrer würde zu viel Zeit den Ausländern widmen und die eigene Gemeinde vernachlässigen. Für Winkler jedoch, der seit zwölf Jahren als Pfarrer im Dorf arbeitet, war die Sache klar: «Verschliesst sich die Kirche der Not der Flüchtlinge, verrät sie ihren Auftrag.» Schwachen und Bedürftigen zu helfen, unabhängig von ihrer Hautfarbe, Religion oder Nationalität, sei christliche Pflicht – und eine Rückbesinnung auf das Kerngeschäft der reformierten Kirche.

Heute, genau drei Jahre später, hat sich die Lage beruhigt. Das temporäre Asylzentrum wurde wie geplant geschlossen, noch gut dreissig Eritreer sind seither privat im Dorf und in der nahen Umgebung untergebracht. Bei den Fahrten im Postauto schallt auch von den jüngsten Mitgliedern der Gruppe ein deutlich vernehmbares «Grüesech» durch den Wagen.

Riggi-Asyl kümmert sich weiter um die verbliebenen Menschen. Viele haben im Verein eine neue Aufgabe gefunden – auch solche, von denen es kaum jemand im Dorf vermutet hätte. So etwa Trudi Schwander, die hier aufgewachsen ist und gemeinsam mit ihrer Familie eine Metzgerei geführt hat. Heute ist sie pensioniert. Als ihr Mann noch lebte, sass er für die SVP im Gemeinderat, war Grossrat und Obmann des Schwinger-



Die Flüchtlinge leisteten gemeinnützige Arbeit, räumten den Abfall im Dorf weg, schippten den Schnee, und als es im August zu Überschwemmungen kam, halfen sie mit, die Felder aufzuräumen.

Links: Christine Bär-Zehnder
war im Sommer 2014
Gemeindepräsidentin von
Riggisberg: «Am Anfang
war die Situation turbulent.»

Rechts: Für Daniel Winkler,
Pfarrer in Riggisberg, wäre es
ein Verrat am kirchlichen
Auftrag, wenn man den
Flüchtlingen nicht helfen
würde.



vereins. Im Gang ihres Hauses hängt ein Plakat, auf dem ein Schwinger in kurzen Hosen und mit hochgestreckten Armen posiert. Ihr Mann sei dafür Modell gestanden, sagt sie stolz. Was hätte er wohl zum Engagement für die Flüchtlinge gesagt, Frau Schwander? «Er hätte es bestimmt gutgeheissen», sagt sie. Ihrem Mann sei immer wichtig gewesen, Bedürftige zu unterstützen.

Nun hilft die Rentnerin den Asylsuchenden dabei, sich im Schweizer Alltag zurechtzufinden. Den meisten fehlt noch der Führerschein, deshalb übernimmt sie Fahrten zum Arzt oder ins Spital bei einem Notfall. Sie ist bei den Elterngesprächen in der Schule dabei und sorgt dafür, dass die Kinder nicht mit leerem Rucksack auf die Schulreise gehen. Als ein junger Eritreer seine Freundin heiraten wollte, half sie ihm, die nötigen Papiere zu organisieren. Das sei ein grosser Aufwand gewesen. Kaum lieferte das eritreische Konsulat endlich das gewünschte Dokument, war ein anderes schon wieder abgelaufen. Am Ende hatten sie dennoch Erfolg, die Hochzeit konnte stattfinden.

Leben in ständiger Unsicherheit

Das Ziel von Trudi Schwander und den anderen Freiwilligen ist, dass die Eritreer so rasch wie möglich unabhängig werden und nicht mehr vom Staat leben müssen. Dazu brauchen sie vor allem eines: Arbeit. Die Voraussetzungen dafür sind in Riggisberg nicht schlecht. Es gibt ein Spital und mehrere soziale Einrichtungen, bei denen einige schon erste Einsätze geleistet haben. «Die Zusammenarbeit mit den Institutionen funktioniert sehr gut», sagt Pfarrer Daniel Winkler.

Arbeitsplätze in der Industrie gibt es dagegen kaum. Riggisberg liegt in einer ländlichen Gegend, Einfamilienhäuser, kleine Wohnblöcke und behäbige alte Bauernhäuser mit ausladenden Dächern und Rundbögen wechseln sich ab. Ein Spaziergang entlang der Hauptstrasse führt an einem Dorfladen, einem Schuhgeschäft und einem Brautmodengeschäft vorbei. Die Bäckereien heissen hier Confiserien, und statt im Café trifft man sich im Tea-Room. Vor der Käserei liefern Bauern ihre frische Milch ab. Der Geruch nach säuerlicher Molke und frisch gemähtem Heu liegt in der Luft, Kuhglocken bimmeln. Einzig ein paar Biker in schwarzer Lederkluft, die auf ihren Motorrädern über die Strasse knattern, stören das Idyll. Auf dem Helm trägt einer zwei rote Teufelshörnchen.

Mitten im Dorf, unmittelbar neben der Endstation des Postautos, arbeitet Michael Bürki. Er leitet die örtliche SVP-Sektion und ist seit Anfang des Jahres Nachfolger von Christine Bär-Zehnder als Gemeindepräsident. Bürki, ohne Krawatte im farbigen Hemd, ist für die Leute im Dorf der «Mike». Politisch ist der 38-Jährige ein Urgestein; bereits seit 13 Jahren sitzt er im Gemeinderat. Auch er hat damals für das Flüchtlingsheim gestimmt: «Dafür wurde ich an der nationalen Parteiversammlung schon mit scheelen Blicken bedacht.» In Riggisberg seien deswegen sogar Leute aus der Partei ausgetreten, sagt Bürki. Wirklich geschadet hat der SVP ihre Zustimmung zum Asylzentrum aber nicht. Bei der letzten Wahl in den Gemeinderat konnte sie sogar noch einen Sitz dazugewinnen und hat nun fünf von sieben Mandaten inne.

In der Flüchtlingsfrage verfolgt der Gemeindepräsident eine pragmatische Linie. Grundsätzlich wäre es ihm zwar



lieber, wenn die Schweiz den Flüchtlingen vor Ort, also in den Herkunftsländern, helfen würde. Wenn die Menschen jedoch in der Schweiz seien, setze er sich für ihre Unterstützung ein – zumindest so lange, wie das Asylverfahren laufe. «Bei einem abgelehnten Asylantrag müssen die Flüchtlinge die Schweiz verlassen, sofern keine gewichtigen Gründe dagegensprechen», sagt Bürki.

Seit die Behörden letztes Jahr ihre Asylpraxis verschärft haben, erhalten viele Eritreer einen negativen Entscheid. Da Rückführungen nach Eritrea aber zurzeit nicht möglich sind, werden diese Menschen meist vorläufig aufgenommen. Sie dürfen arbeiten, doch die bürokratischen Hürden dafür sind hoch. Viele potenzielle Arbeitgeber stellen vorläufig Aufgenommene lieber gar nicht erst ein. Bei anderen Flüchtlingen wird der negative Entscheid aber auch in zweiter Instanz durch das Bundesverwaltungsgericht nicht revidiert. Sie dürfen nicht arbeiten, müssen von der Nothilfe leben. Im Kanton Bern liegt diese bei ungefähr acht Franken pro Tag. Winkler befürchtet, dass die Eritreer so zunehmend in die Illegalität gedrängt werden.

Bereits zweimal kam es im Dorf zu einem Selbstmordversuch. Einige sehen hier einen Zusammenhang mit den schwierigen Lebensbedingungen.

Hinzu kommt, dass Migranten aufgrund des geltenden Dublin-Systems mit einer Rückschaffung in das Land rechnen müssen, in dem sie bei ihrer Ankunft in Europa registriert wurden. Bereits einmal nahm die Polizei einen der Eritreer in Riggisberg in Ausschaffungshaft. Er sollte nach Italien zurückgebracht werden, wo er nach seiner Ankunft aus Libyen registriert worden war. Daniel Winkler intervenierte bei der Justiz- und Poli-

zeidirektion des Kantons Bern und direkt bei Justizministerin Simonetta Sommaruga. Mit Erfolg: «Als Mohammed Ali eine vorläufige Aufenthaltsgenehmigung aus humanitären Gründen erteilt wurde, war das für mich einer der schönsten Momente seit der Eröffnung des Flüchtlingsheims», sagt er.

Für die Integration ist die Unsicherheit alles andere als förderlich. Das weiss auch Tewie, der seit drei Jahren in Riggisberg lebt. In Eritrea studierte er Biologie und sass im Gefängnis, «aus politischen Gründen», wie er sagt, ohne Gerichtsverfahren und ohne Nachricht an seine Familie. Wegen seiner Haft wurde er in der Schweiz als Flüchtling anerkannt, doch bis es so weit war, mochte er nicht einmal einen Sprachkurs besuchen. «Ich wusste ja nicht, ob ich hier überhaupt eine Zukunft habe oder das Land wieder verlassen muss», sagt er. Erst mit dem positiven Asylbescheid sei das Interesse gekommen. Heute spricht Tewie fließend Hochdeutsch, nur hin und wieder fragt er im Gespräch nach, sucht nach dem richtigen Ausdruck.

Nach der Schliessung des Asylheims blieb er freiwillig in Riggisberg, zu seiner Schwester nach Biel wollte er nicht. Im Dorf komme er schneller mit den Leuten ins Gespräch und das sei gut, um Deutsch zu lernen, meint er. Der junge Mann, der eigentlich Tewelde Debesay heisst, aber von allen Tewie genannt wird, trinkt einen Kaffee im Restaurant Sonne. Auf der Terrasse sitzt eine Gruppe Radfahrer bei Apfelschorle und «Panasch», während ein Mann mit Rollator versucht, sich seinen Weg durch die Tische zu bahnen. Tewie steht auf und führt ihn zu einem freien Platz. Er arbeite gern mit Menschen, sagt er hinterher. Nach einem Praktikum hat er im Sommer eine Ausbildung zum Gesundheitsfachmann begonnen.

Links: Fussballtraining, Kaffeetreffs und Deutschunterricht – vieles von dem, was Riggi-Asyl ins Leben gerufen hat, ist geblieben.

Rechts: Unabhängig werden heisst Arbeit finden. Der 34-jährige Tewelde Debesay begann im Sommer 2017 eine Ausbildung zum Gesundheitsfachmann.



MEHR ZUM THEMA MIGRATION



«Hier sterben
Menschen»
bref 4/2024



«Wenn Flüchtlinge
träumen»
bref 8/2024

Dass er mit seinen 34 Jahren nun wieder die Schulbank drücken und zudem in einer Fremdsprache die Ausbildung absolvieren muss, macht Tewie ein wenig nervös. Durchziehen will er es trotzdem: «Ich finde im Gesundheitsbereich sicher am schnellsten Arbeit», sagt er. Dann könne er sein eigenes Geld verdienen und finanziell unabhängig werden.

Genau das spielt in der Schweiz eine grosse Rolle, das hat der junge Eritreer begriffen. Wo er denn das Geld für die Zigaretten herhabe, fragte ihn sein Nachbar einmal, Tewie bekomme doch nur Sozialhilfe und die müssten die Schweizer auch noch finanzieren. Andere Menschen im Dorf haben die Befürchtung, dass wegen der Flüchtlinge die Steuern erhöht würden. Der Verein Riggi-Asyl hält dagegen; laut Daniel Winkler habe die Gemeinde durch das Flüchtlingsheim sogar noch Geld eingenommen, da der Kanton dafür Miete bezahlte.

Angekommen? Noch nicht ganz

Tewie ist aufgrund seiner Sprachkenntnisse fast so etwas wie eine Respektsperson unter den Eritreern im Dorf. Er kennt alle, wird gerufen, wenn es darum geht, einen Brief zu schreiben, auf Ämtern zu übersetzen oder mit Journalisten zu sprechen. Deshalb weiss er auch, dass es vielen aus der Gruppe schwerfällt, eine Arbeit zu suchen oder sich auf den Deutschkurs einzulassen. Viele fühlten sich in Riggisberg noch fremd, meint er.

Fast alles ist neu für die Menschen: etwa die richtige Bedienung der Waage in der Früchte- und Gemüseabteilung oder der Fahrscheinautomat im Postauto. Und das Kaffeekochen in Schweizer Wohnungen: Traditionell rösten Eritreer die Bohnen

nämlich erst in einer Pfanne auf einem elektrischen Herd, bevor sie den Kaffee in einem Tongefäss kochen. Der Rauch, der dadurch entsteht, ist so stark, dass deswegen schon die Feuerwehr ausrücken musste.

Vielleicht wird es noch eine Weile dauern, bis sich aus dem Nebeneinander im Dorf ein richtiges Miteinander entwickelt. Vielleicht realisiert sich Heimat aber auch in kleinen Gesten. Etwa wenn man sich in der kleinen Trutzburg auf dem Hügel über dem Dorf zum Injera-Essen trifft. Zwar sorgt das unbekannte Menu bei den Schweizer Gästen zu Beginn für eine gewisse Skepsis. Behelfsmässig versuchen sie, das Fladenbrot wie einen Kebab zu rollen. Doch das Zögern ist nicht von Dauer. Schon bald greifen alle mit ihren Fingern zu. Noch lange wird an diesem Abend bei Kaffee und Süssigkeiten über Unterschiede beim Kochen und Essen zwischen den beiden Ländern diskutiert. Die Eritreer selbst haben bereits Pläne für ihre Zukunft: Sie möchten in Riggisberg ein eritreisches Restaurant eröffnen.

Beatrice Bösiger ist Wirtschaftsredaktorin bei der NZZ. Zuvor war sie als freie Journalistin in Wien und Moskau tätig.
boesiger@weltreporter.net

Vanessa Buff ist freie Journalistin und ehemalige Redaktionsleiterin von bref.
vanessabuff.com

Simon Tanner lebt in Zürich und arbeitet als Visueller Journalist für die NZZ.
simontanner.ch

Die Kirche darf sich nicht selbst verraten

Daniel Winkler spricht gemächlich und in breitestem Berndeutsch. Oft antwortet er auf Fragen schlicht mit «Genau so», nickt dabei und lächelt. Nur wenn es um die Situation von Geflüchteten geht, wird er energisch. «Ich könnte einen Boxsack aufhängen und draufhauen, so wütend macht mich das», sagt er, als er von einem Mann erzählt, der seit neun Jahren versucht, seine Familie in die Schweiz zu holen. Vor einiger Zeit habe es endlich nach einem Durchbruch ausgesehen, doch nun sei die Situation schon wieder ungewiss. «Die Dossiers werden liegengelassen, und die Leute gehen darüber kaputt», sagt Winkler. «Das ist die Verzögerungsstrategie der Schweizer Behörden.»

Winkler ist seit 21 Jahren Pfarrer in Riggisberg. Die Berner Gemeinde sorgte 2014 landesweit für Schlagzeilen, weil sie freiwillig anbot, die Zivilschutzanlage für Geflüchtete zu öffnen und so das Asylsystem zu entlasten. Zwar gingen die Wogen in dem 3200-Seelen-Dorf hoch, als die ersten Menschen aus Eritrea, Syrien und Afghanistan ankamen. Doch schon nach kurzer Zeit legte sich der Sturm wieder. Ein Netzwerk aus Freiwilligen entstand, das die Geflüchteten unterstützte und sich für den Austausch mit der Dorfbevölkerung einsetzte. Mittendrin: die reformierte Kirchgemeinde – und Pfarrer Daniel Winkler.

Heute hat sich die Situation in Riggisberg in vielerlei Hinsicht beruhigt. Die temporäre Unterkunft ist längst geschlossen, von einst 150 Geflüchteten wohnen 30 dauerhaft im Dorf. Laut Daniel Winkler seien sie zu 100 Prozent arbeitstätig oder absolvierten eine Ausbildung. Die meisten hätten einen Job in der Pflege oder der Gastronomie gefunden – Bereiche, in denen Arbeitskräfte dringend gesucht werden, wie Winkler betont.

Es scheint ihm wichtig, die Erfolgsgeschichten herauszustreichen, den Fokus auf die positiven Seiten der Migration zu lenken. Er kennt die

Kritik, kennt die Debatten – und ist dafür gewappnet: Mühelos zitiert er Studien und internationale Gesetzestexte, entkräftet Schlagworte wie Sozialhilfequote oder Pull-Effekt.

Das Wissen, das er sich seit 2014 angeeignet hat, nutzt er, um öffentlich Stellung zu beziehen. Als das Parlament im vergangenen Herbst eine SVP-Motion annahm, wonach vorläufig Aufgenommene erst nach zehn Jahren ein Härtefallgesuch stellen dürfen statt wie bisher nach fünf, schrieb er einen Gastbeitrag in der NZZ. Und als kurz darauf Kritik an der Situation von Kindern in der Langzeit-Nothilfe aufkam, äusserte er sich in der SRF-Sendung «Perspektiven». «Wenn man jemanden kennt, der in einer derart verzweifelter Situation ist, dann lässt einen das nicht mehr los», sagte er da. «Dann möchte man die Not lindern.»

Das ist es, was vom einstigen Engagement geblieben ist: eine Kirchgemeinde, die mit einem gut geäufneten Fonds unter anderem private Unterkünfte für abgewiesene Flüchtlingsfamilien finanziert, um ihnen so den Aufenthalt in einem Rückkehrzentrum zu ersparen. Und ein Pfarrer, der ein fixes Pensum von 10 Prozent für die Flüchtlingsarbeit einsetzen kann – nicht mehr unbedingt in Riggisberg selbst, sondern dort, wo es gerade gebraucht wird. Es sei die Aufgabe der Kirche, sich für die Schwächsten einzusetzen, sagt Winkler dazu. Dieser Grundsatz gelte auch, wenn die Schwächsten von anderswo stammten und man selbst Pfarrer in einer SVP-Hochburg wie Riggisberg sei. «Die Kirche kann in dieser Frage keine Rücksicht nehmen auf ihre Steuern zahlenden Mitglieder, die politisch an einem anderen Punkt stehen. Sonst verrät sie sich selbst.»

Vanessa Buff